

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 1

Artikel: Der Dichter mit der zerschossenen Hand
Autor: Ninck, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zählte ihm, daß ihr Mann inzwischen gestorben und sie durch eine Feuersbrunst um Haus und Geld gekommen sei. Nun müsse sie sich mit einer Tochter mühsam durch Lohndienst und Näherei erhalten, aber solange ihr die Kraft zur Arbeit bleibe, wolle sie gerne damit zufrieden sein.

Der Alte humpelte schweigend neben ihr her. Er dachte, wie wunderbar das Leben es doch gefügt habe, daß es nun, da er dem Tode nahe war, ihm seine erste und einzige Liebe nochmals zuführte. Wie, sann er, ist dies nicht ein Fingerzeig Gottes? Ich habe nicht viel Schlechtes getan, es ist wahr. Ich habe redlich gearbeitet und nach dem Guten gesehen. Aber — ist das genug?

Und wie wenn ihm plötzlich eine Erkenntnis käme, nahm er Elisabeth zaghaft am Arm und wandte sich mit ihr dem Dorfe zu. Als sie ihn erstaunt fragte, wohin er denn wolle, legte er mit müdem Lächeln die Finger auf den Mund und bedeutete ihr, nicht weiter zu fragen. Vor dem Haus des Notars machten sie Halt und traten in die muffige Amtsstube.

Es zeigte sich, daß der Alte seiner Jugendgeliebten und deren Tochter alles vermachen wollte, was er im Laufe eines arbeitsamen Lebens zusammengespart hatte. Erschrocken und gerührt, suchte Elisabeth abzuwehren. Aber der

tiefe, milde Ernst, der das Gesicht des Bauern beschattete, sagte ihr bald genug, daß sie das Geschenk eines Sterbenden empfangen.

Als sie nach Unterzeichnung der Schriftstücke wieder auf dem dämmrigen Dorfplatz standen, bat sie den Greis, ihn heimbegleiten zu dürfen.

„Nein, nein,“ widersprach er, „du bist müde und sollst nach Hause gehn — Sieh! schon fallen auch die ersten Tropfen . . .“

Und damit nahm er rasch Abschied von der so sehr geliebten Frau und verschwand im Häuserdunkel ihrem Blick. Den müden Oberkörper fest auf den Stock gebückt, langte er endlich wieder hustend und schnaufend auf seinem Wiesland an. Gleichzeitig setzte ein heftiger windgepeitschter Regen ein. Früchte stürzten polternd in das Gras, Äste knackten und braune Laubwolken fuhren raschelnd dem aufgeweichten Boden entlang. Das Wasser troff ihm von Hut und Stirne auf Mund und Bart, und der Widerstand des losbrechenden Sturmes machte ihn bald so müde, daß er sich endlich stöhnend unter einem Baum niederfallen ließ. Er legte seine Hände zusammen, neigte den nassen Kopf auf die Brust und schlief ein, um nicht mehr zu erwachen.

Waldherbst.

In den allen, hohen
Tannen klagt der Wind.
All die lieben, frohen
Lenz- und Sommerjäger sind
Aus dem Wald geflohen.

Blätterleichenwege
Führt mich still mein Gang.
Einer Waldbart Schläge
Lacken schon zum Sterbesang
Der geschärften Säge.

Jagdverfolgte Rehe
Flüchten Todesbang. —
Und mir ist, ich gehe
Auch den letzten, schweren Gang —
Und mir ist — so wehe!

Alwin Kappeler, Kappel-Egg.

Der Dichter mit der zerhossenen Hand.

Von Dr. Johannes Rind, Winterthur.

Die tollen Taten des komisch tapferen Ritters Don Quixote sind in aller Mund, sind sprichwörtlich, werden von jung und alt immer wieder mit Wonne gelesen und belacht. Der Held hat nie gelebt, aber das Buch gehört zu den berühmtesten der Welt, und sein fantasie-

reicher, mit höchstem Schöpfergeist begabter Dichter wird den fünf größten Dichtern aller Zeiten zugezählt: Homer, Dante, — Shakespeare, Goethe und, der Zeit nach genau in ihrer Mitte, Cervantes.

Weniger bekannt aber ist, daß der spanische

Dichter nur noch eine Hand hatte und im Gefängnisse schmachtete, als er den Don Quixote schrieb. Ich will die Geschichte kurz erzählen, zum Trost für manche, die im Weltkrieg oder sonstwie zu Krüppeln geworden.

Miguel de Cervantes war als viertes Kind eines verarmten Edelmannes in der kleinen Stadt Alcalá de Henares bei Madrid herangewachsen und hatte schon früh einen solchen Wissensdurst gezeigt, daß er sich oft aus dem Straßenkot die Druckblattstücken zusammensuchte, um sie zu lesen. Nachdem er in Salamanca studiert und manches Gedicht verfaßt, trieb ihn die Abenteuerlust, sich bei dem gelehrten päpstlichen Legaten Aquaviva als Kämmerling zu verdingen und mit diesem nach Rom zu gehen.

Als sich dann die Christenheit gegen den Halbmond rüstete, war er sofort dabei und zog als gemeiner Soldat mit. Zweihundertfünfzig spanische, venezianische und päpstliche Schiffe fuhrten unter Don Juan d'Austria, einem Sohne Kaiser Karls V., der türkischen Flotte entgegen und schlugen sie entscheidend in der berühmten Seeschlacht bei Lepanto im Oktober 1571, wiewohl die mit den nordafrikanischen Seeräubern verbündeten Türken die Christen an Zahl weit übertrafen.

Unser junger, damals vierundzwanzigjähriger Cervantes lag fieberkrank in der Kajüte des Kriegsschiffes „La Marquesa“; aber als der Kampf einsetzte, da hielt es ihn nicht in seinen Kissen. Was half es, daß die Gefährten allesamt abrieten und ihn auf sein Lager niederdrücken wollten! Miguel, d. i. Michael, warf die Uniform um, stürzte auf Deck und kämpfte als der Tapferste der Tapferen.

Der Dichter läßt den Don Quixote einmal fragen: Welche Gefahr übertrifft die, wenn zwei Galeeren auf hoher See mit dem Borderteil aneinanderstoßen, sich entern und aneinanderklammern, daß dem Soldaten nicht mehr Raum bleibt als die paar Fuß des Schiffsnabelbrettes, während vor ihm die Diener des Todes drohen und unter ihm der tiefe Meereschoß?

Genau solches hat Miguel Cervantes selbst erlebt: Sein Schiff, die Marquesa, enterte das feindliche Admiralschiff, und ein furchtbares Handgemenge entspann sich. Der eben noch Kranke stand im heftigsten Kugelregen und wurde dreifach verwundet: zwei Schüsse trafen

seine Brust, ein dritter zerschmetterte seine linke Hand. Don Juan d'Austria belobte ihn persönlich wegen seines Heldennutes. Er kam ins Lazarett nach Messina, blieb trotz seiner Verstümmelung Soldat, und als er dann vier Jahre später in die spanische Heimat zurückkehren wollte, versahen ihn sein Feldherr Juan d'Austria und der Herzog von Sesá mit höchst ehrenvollen Empfehlungsbriefen an König Philipp.

Mit diesen in der Tasche schien er ein gemachter Mann zu sein. Allein gerade sie sollten sein Unglück werden. Was geschieht? Auf der Reise nach Spanien wird Cervantes Schiff von algerischen Seeräubern überfallen und der sich heimsehnde Held in die Sklaverei verkauft. Aus den bei ihm gefundenen Empfehlungsbriefen schließt sein neuer Herr, daß es eine besondere Bewandnis mit diesem stattlichen jungen Manne haben müsse und sich gewiß ein doppeltes Lösegeld für ihn erzielen lasse.

Während also die übrigen billig abgegeben werden, sieht sich Cervantes in schwere Ketten gelegt, streng bewacht und zur Zahlung einer ungeheuren Loskaufsumme verurteilt — alles nur wegen der ruhmvollen Empfehlungsbriefe.

Aber der stolze junge Spanier läßt sich nicht beugen oder entmutigen. Bald ist er das Haupt seiner Mitgefangenen und schmiedet Fluchtpläne. Er entspringt, wird verraten und nach Algier zurückgebracht. Sein Vater gibt sein gesamtes Vermögen her, seine Schwester ihre Mitgift; um dieses Lösegeld setzt man Miguels mitgefangenen Bruder in Freiheit, ihn nicht.

Der Bruder verspricht, ihn zu befreien, Miguel hofft und wird enttäuscht. Nun flieht er aufs neue, mit vierzehn andern spanischen Edelleuten, und wochenlang gelingt es ihnen, sich in einer Höhle an der Küste verborgen zu halten. Zwei Versuche, auf eine Fregatte zu entkommen, schlagen fehl; statt dessen geraten sie in die Gewalt des Deis von Algier, Hassan Aga. Cervantes nimmt alle Schuld auf sich, um durch seinen Tod die Freunde zu retten. Dieser Mut macht dem Deis Eindruck, und er hofft auf ein desto höheres Lösegeld, wenn er den einhändigen Spanier am Leben läßt. So wird dieser wieder in Ketten gelegt.

Im dritten Jahr seiner Gefangenschaft schreibt Cervantes einen Brief an den Statthalter von Oran und bittet um Errettung.

Der Brief wird abgefangen, der Bote gespießt, der Gefangene zu zweitausend Peitschenhieben verurteilt. Er wird noch einmal begnadigt.

Bald darauf wagt der unerschrockene Mann einen neuen Fluchtversuch und versteckt sich im Hause eines Freundes. Doch die Ausrufer des Dei verkünden laut in den Straßen, der Fehler des wertvollen Flüchtlings werde mit dem Tode bestraft. Cervantes hört es in seinem Versteck

er, einen Aufstand sämtlicher 25.000 Christensklaven dort zu erregen und anzuführen. Der Dei läßt ihn an die Galeere anschnieden, die den Gefährlichen nach Konstantinopel bringen soll.

Jetzt endlich naht die Rettung: Mönche kaufen ihn los. Mutter und Schwester hatten ihr Letztes geopfert zur Aufbringung der geforderten dreihundert Dukaten. Im Sklavengewande, aber ein freier Mann, betritt Cervantes nach



Gletschertisch auf dem Strahleggletscher,
links hinten das Strahlegg-, rechts oben das Lauteraarhorn (4043 m).

und stellt sich sofort, um den Freund nicht in Gefahr zu bringen. Er soll gehängt werden. Schon liegt der Strick um seinen Hals.

„Nenne deine Mitschuldigen“, läßt der Dei ihm sagen, „und das Leben sei dir noch einmal geschenkt!“

„Nein!“ setzt Cervantes entgegen und schüttelt heftig mit dem Kopf.

An Händen und Füßen gefesselt, wird er auf fünf Monate in den Kerker geworfen. Gaspar Uga gesteht: „Meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine Schiffe sind nur dann sicher, wenn dieser verstümmelte Spanier in Ketten liegt.“

In ganz Algier ist der Staunenswerte mit dem Armstumpf bekannt, den kein Fehlschlag entmutigt. Raum dem Kerker entronnen, plant

fünfjähriger Gefangenschaft wieder den spanischen Boden.

Und was findet er dort, der für sein Vaterland Zerschossene und Verstümmelte, der von Don Juan d'Austria seinem König besonders empfohlen worden, der den Dei von Algier so lange in Schrecken erhalten hatte? Nichts findet er. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Das Vaterland kannte ihn nicht. Das tat ihm bitter weh! Er hatte sich stolzen Träumen hoffend hingegeben, und die Enttäuschung demütigte ihn in den Staub. Er war kein Sklave mehr, aber der als Edelmann Geborene mußte durch grausame Tiefen hindurch.

Aufs neue kämpfte er als gemeiner Soldat in Portugal, heiratete 1584 ein altadliges, aber blutarmeres Fräulein, erhielt in Sevilla die Stelle

eines untergeordneten Beamten, wurde gar auf Verleumdungen hin nochmals ins Gefängnis geworfen und starb endlich in tiefer Armut am 23. April 1616, merkwürdigerweise am gleichen Tage wie William Shakespeare in Stratford.

In seinem letzten Gefängnis in Spanien begann der vom Schicksal verfolgte, aber nicht gebrochene „Einarm“ mit der Adlernase und dem Adlerblick und mit dem schon silbernschimmernden goldnen Knebelbart, im Alter von etwa 56 Jahren, jenes Werk, das seinen Namen unsterblich machen sollte, das Buch von „dem sinnreichen Junker Don Quixote de la Mancha“, dem gleich ihm selber bitter verarmten Edelmann, den heute fast jeder Gebildete kennt.

Der köstliche Humor dieser Erzählung, die durch den Regen lachende Sonne, ist sicherlich

aus dem über soviel Leid und Enttäuschung immer wieder siegreich sich erhebenden tapfern Mut des Dichters geboren worden.

Nicht minder genutzreich sind übrigens die Novellen des Cervantes, die in zwei gehaltenen deutschen Bänden vorliegen, darunter die Geschichte des Zigeunermädchens, jener Preziosa, die später auch durch die Oper verherrlicht ward, die Geschichte von dem großmütigen Liebhaber, von der vornehmen Küchenmagd und andere großzügige Erzählungen.

Wir aber wollen von dem bewundernswerten Dichter lernen, unverzagt bleiben im Unglück und trotz zerschossener Hand, auch mit bloß einem Arm, an der Hoffnung, am Vertrauen, an demjenigen Optimismus festhalten, der allein das Schwere zu überwinden im Stande ist.

In der Herbstnacht.

Herbstnacht, du mondenhelle,
In Silberschleier hüllst du ein
Das Land und meine Seele so
In lichter Träume Schein.

Ein Rascheln durch die Stille,
Ins dicke Gras ein dumpfer Fall;
Ein reifer Apfel fiel vom Zweig
Durch meiner Schritte Schall.

Und o, im Weiterschreiten,
Welch süßes Wunder mir geschieht:
Vom Mutter Schoß der Seele löst
Sich ein gereiftes Lied.

Auf meinen Lippen wiegt es,
Ein zages Vögelchen, sich lacht
Und fliegt mit silbernem Flügelschlag
Hinaus in die Mondennacht.

Albert Fischli, Muttensz.

Etwas vom Igel.

Um die Jahrhundertwende sah die Medizin mit großen Hoffnungen auf unsern Igel. Anlässlich von Kämpfen, die er mit Kreuzottern hatte bestehen müssen, war bekannt geworden, daß ihm das schreckliche Gift dieser Tiere nichts anhaben könne. Die Blutkörperchen aller andern Säuger werden durch das Otterngift aufgelöst; darin liegt seine bedenkliche oder tödliche Wirkung. Die Blutkörperchen des Igels dagegen hielten den Zersetzungsvorgang des Giftspeichels stand. Man schloß daraus, daß im Igelblut ein Schutzstoff kreisen müsse, der das Schlangengift nach seinem Eintritt in die Gefäßbahnen herunterbaut, auflöst und dadurch seiner tödlichen Wirkung entkleidet. Gelänge es, meinte man, diesen Schutzstoff im Igelblut aufzufinden und ihn zur Herstellung eines Serums zu verwerten, so müsse auch dem Menschen geholfen sein, da eine Impfung mit Igels serum

dem Weiterfressen des zerstörenden Schlangengiftes wohl Einhalt geböte.

Die schöne Hoffnung ließ sich nicht erfüllen. Es konnte aus dem Igelblut mit keinem Verfahren ein Stoff gewonnen werden, der die Eigenschaft gehabt hätte, das Otterngift in unschädliche Bestandteile aufzuspalten. Wenn aber die Widerstandsfähigkeit des Tieres nicht an eine besondere Zusammensetzung seines Blutes gebunden war, so mußte sie tiefer liegen; sie mußte ihren Grund in einer besonderen Beschaffenheit des lebendigen Zellstoffes haben, aus dem alle Gewebe des Igelkörpers (einschließlich der roten Blutkörperchen) aufgebaut sind.

Denn an der zuerst von Lenz behaupteten Giftfestigkeit des Tieres war nicht zu zweifeln. Das bewies in schönen Versuchen Lewin. Einspritzungen konzentrierten Kreuzotterngiftes